Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 79 (1985)

Heft: 3

Artikel: Zwischen Angst und Solidarität : Rede an der Solidaritätsveranstaltung zugunsten der inhaftierten Winterthurer/innen vom 22. Dezember 1984

Autor: Jürgmeier

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143182

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zwischen Angst und Solidarität

Rede an der Solidaritätsveranstaltung zugunsten der inhaftierten Winterthurer/innen vom 22. Dezember 1984

Gebeten, an dieser Solidaritätsveranstaltung zu lesen, sehe ich mich in einer äusserst heiklen Lage. Soll ich mich mit irgendwelchen literarischen Texten, die im Entferntesten mit der Problematik dieses Abends zu tun haben, aus der Ferne solidarisieren, der Solidarität sozusagen aus dem literarischen Himmel den Segen erteilen, ohne mich selbst in die Niederungen jener Solidarität hinunterzubegeben, die hinterher wohl als Mittäterschaft ausgelegt werden wird? Ich habe mich zur direkten Stellungnahme, ergänzt durch einen Text, der über die momentane Aktualität hinausgeht, entschlossen. Auch das ist Literatur, auch wenn auf dem literarischen Markt heutzutage Neue Innerlichkeit und Mythenschreiberei angesagt sind, auch wenn die einst so schicke linksengagierte Literatur in Verruf gekommen und als «Agitprop» aus dem literarischen Olymp verbannt worden ist. Ich will in diesen Zeiten auf dem Un-Schikken, dem Un-Schicklichen, bestehen, gerade in diesen Zeiten, in denen die alten Held-en zu neuen Herren werden.

Sprachregelung

Gewalt ist,
Wenn einer
Sagt:
Er verstehe,
Dass dreingeschlagen,
Steine geschmissen,
Pistolen abgefeuert,
Bomben geworfen
Würden,
Auch wenn
Er selbst
Grundsätzlich gegen jede Gewalt
Sei,
Denn:
Es werde
Zurückgeschlagen,
Stein gegen Stein
Geschmissen,
Pistolen gegen Feuer
Gefeuert,
Bomben gegen Verbombendes
Geworfen,
Gewalt
Gegen
Gewalt
Gegen
Gewalt
Gegen
Gewalt
Gesetzt,
Von
Solchen,
Denen
Gewalt
Angetan.

Diesen Text habe ich, 1981, unter dem Titel «Sprachregelung» geschrieben, und ich denke, er bekommt hier und heute, in dieser Stadt da, Winterthur, eine neue Gültigkeit, denn noch immer und verschärft gilt:

Wer Ja sagt zur Gewalt, der Ausbeutung
Wer Ja sagt zur Gewalt des Aushungerns
Wer Ja sagt zur Gewalt
der Vernichtung unserer Umwelt
Wer Ja sagt, gilt als gewaltlos
Wer Nein sagt zur Gewalt der Ausbeutung
Wer Nein sagt zur Gewalt des Aushungerns
Wer Nein sagt zur Gewalt
der Vernichtung unserer Umwelt
Wer Nein sagt, gilt schon als gewalttätig,

lange bevor ihn die Verzweiflung
ob der Gewalt, die System hat und
Profit bringt,
zur Gewalt des naiven Chaoten
oder des hoffnungslos hoffenden
Terroristen treibt.

Differenzierung nicht gefragt

Es scheint, dass in diesen Zeiten Differenzierung nicht gefragt ist. Da wird Sprayen schon als terroristische Handlung, Sachbeschädigung als Attentat auf Personen verfolgt. Da werden Verdächtigte und Beschuldigte als überführte Täter misshandelt und schliesslich in den Tod getrieben. Und wer dann das Wort «Mord» in den Mund nimmt, wird wohl über den Umweg «Sympathisant» früher oder später zum «Terroristen» erklärt werden. Und so weiter. Ich will mich nicht mit der Frage befassen, ob und wieviele der Verhafteten oder noch immer Inhaftierten mit den verschiedenen eingeklagten Aktionen von einfacher Sachbeschädigung wie Farbbeutel-Werfen und Sprayen bis zu Brandanschlägen auf Schützenhäuser und Villen prominenter Politiker tatsächlich zu tun haben.

Vielmehr will ich der Frage nachgehen, was Solidarität in dieser Situation und in dieser Zeit bedeutet, und zugleich bestehe ich, auch in diesen Zeiten, auf der Differenzierung, dass Solidarität, auch uneingeschränkte, nicht gleichbedeutend mit Einverständnis ist. Wobei die Frage offen bleibt, ob wir, die wir uns solidarisch erklären, uns aus fehlendem Einverständnis oder aus Angst vor den Folgen dem Handeln derer, mit denen wir uns wenigstens verbal solidarisieren, nicht anschliessen.

Es ist so eine Sache mit der Solidarität – mit dem Sprayer von Zürich hat sich die kulturelle Prominenz unseres Landes gerne am Fernsehen gezeigt. Aber, wenn Solidarität mit den nicht zum schützenswerten Kunstobjekt erklärten unbekannten Sprayer/innen gefragt ist, Solidarität mit denen, die ihre Wut und Verzweiflung nicht nach den ästhetischen Kriterien unserer Kulturschickeria auf die Wände unserer Städte sprayen, dann schweigen sie.

Und schon mancher hat es erleben müssen – wenn die Macht auf ihn einschlägt, dann beginnen selbst Freunde und Freundinnen zu zweifeln, zu fragen, ob er nicht vielleicht doch ein wenig zu weit gegangen sei. Und im Zeitalter der Vulgärpsychologie haben manche den vorschnellen Satz «Vielleicht hast du das provoziert, vielleicht bist du in die Situation geraten, die du selbst heraufbeschworen hast», bereit. Wenn die Macht zuschlägt, setzen sich gar Freunde und Freundinnen ab und schauen einen mit fragendem Blick an, tasten einen nach faulen Stellen ab und suchen nicht mehr in den Verhältnissen, aus denen die Repression den einzelnen schlägt. Da werden plötzlich die Opfer begutachtet. So wie die Frauen, vergewaltigt, von den Herren Richtern und Polizisten ausgenommen, nach Herz und Nieren seziert, auf Scham und Brüste geprüft, nach eigener Lust gefilzt werden, als hätten sich diese Frauen – mit der öffentlich zur Schau getragenen Sinnlichkeit – nichts sehnlicher gewünscht als die Vergewaltigung.

«Du hast ja recht,
aber ich kann es mir nicht leisten,
mich mit dir zu solidarisieren»

Seit ich meine Zusage zu dieser Veranstaltung gegeben habe, schwanke ich selbst zwischen Angst und Solidarität. Worauf habe ich mich da wieder eingelassen? Muss ich mich unbedingt in diese Nesseln setzen? Würde ich nicht besser schweigen? Wo ich nicht einmal genau weiss, ob die Inhaftierten nun wirklich unschuldig sind, wirklich nur ein paar Farbbeutel geworfen haben oder vielleicht eben doch mit Brandsätzen vorgegangen sind und womöglich sogar die Gefährdung von Menschen in Kauf genommen haben. Ich will diese Angst nicht verschweigen. Es ist die Angst, die Familienväter und -mütter schweigen

lässt. Es ist die Angst, die jene, die in gesicherten Stellungen ihr Brot und den mehr oder weniger fetten Aufstrich dazu verdienen, aus Angst um eben diese gesicherte Existenz schweigen lässt. Das Reden überlassen sie lieber denen, die gar keine gesicherte Existenz zu verlieren haben.

«Du hast ja recht, aber ich kann es mir nicht leisten, mich mit dir zu solidarisieren.» Ein Satz, den ich, leider, kenne. Ein Satz, den ich verstehe und der mich zugleich wütend macht. Denn: Die Angst, die verständliche Angst der anderen, macht mich und viele andere einsam. Und unsere Angst, die Angst derer, die, wie ich, noch immer bereit sind, öffentlich Stellung zu nehmen, unsere Angst, noch einen Schritt weiterzugehen, diese Angst hat andere – womöglich auch einige der Verdächtigten und Inhaftierten – in eine noch grössere Isolation und Verzweiflung getrieben, die bei den einen in Selbstzerstörung, bei den anderen in Gewalt gegen diese Verhältnisse umschlägt. Gegen diese Verhältnisse, in denen Aufrüstung und Zerstörung unserer Lebensgrundlagen immer noch als ehrenwerte, weil profitable Tätigkeit gilt.

Unsere zögernde Solidarität mit den noch Radikaleren – ich gestehe, ich habe Angst um meine Schreibmaschine und mein Büchergestell – unsere zögernde Solidarität hat einige in die Isolation der verzweifelten Aktion getrieben, genauer, einer anderen Form der verzweifelten Aktion, denn: Unser Schweigen, unsere zynische Ironie oder was auch immer, ist auch eine Form der verzweifelten Aktion bzw. Reaktion auf das, was da ist und geschieht. Und jetzt soll ich sie aus Angst um meine eigene Existenz, um das Privileg des bezahlten Kritikers und Hofnarren auch noch allein lassen, wenn sie mit Isolationshaft usw. individuell fertiggemacht werden, weil sie verdächtigt werden, getan zu haben, was sie womöglich nicht, möglicherweise aber auch getan haben.

Wenn die Verhältnisse ihre Opfer zwingen, zu Tätern zu werden...

Letzteres, wie gesagt, ist eine Frage, der ich heute abend nicht nachgehen will. Schon, weil ich die Information nicht habe, die mich zwischen Diffamierung und Wahrheit unterscheiden liesse. Aber, es ist für mich auch nicht wesentlich. Denn: Auch wenn all das, was den Inhaftierten vorgeworfen wird, in vollem Ausmass zutreffen sollte, auch dann würde ich mich hier mit ihnen solidarisch erklären. Denn:

Wenn diese Verhältnisse ihre Opfer zwingen, zu Tätern zu werden
Wenn diese Verhältnisse ihre Opfer zwingen, zu Attentätern zu werden
Wenn diese Verhältnisse ihre Opfer zwingen, zu Mördern zu werden,
dann solidarisiere ich mich – auch ohne Einverständnis mit der Tat – mit Mördern, Attentätern, Tätern, denn: Auch dann sind sie noch Opfer, in die Illegalität, ins Unrecht versetzte Opfer, die nun in den Augen der breiten Bevölkerung zu Recht ihrer Freiheit beraubt werden, was sie allerdings schon vorher waren.

Ich bin solidarisch mit Opfern und dies nicht nur, aber auch, mit demütig schweigenden, kuschenden, mit Drogen und Selbstmord Gewalt an sich selbst legenden Opfern, nein, ich bin auch solidarisch mit den Opfern, die zu Tätern gemacht werden. Denn: Vielen hat man – im Gegensatz zu den privilegierten Hofnarren wie mir – als letzte Möglichkeit des Protests, des Widerstandes gegen das, was ist, vielen hat man als letzte Möglichkeit der öffentlichen Kritik grad noch den illegalen Rahmen von der kleinen Sachbeschädigung bis zum grossen Brandanschlag gelassen, um ihr verzweifeltes Nein gegen diese Verhältnisse, gegen die Zerstörung ihrer und unserer Lebensgrundlagen hinauszuschreien, und geschrieen muss es werden, das Nein, in einer Zeit, in der selbst das unwiderrufli-

che Absterben des Waldes und des Bodens, die Vergiftung von Tausenden und das Aushungern von Millionen nicht genügt, die Mächtigen von ihrem mörderischen Geschäft abzuhalten.

Es ist die alte Verkehrung der Wirklichkeit: Nicht der Ausbeuter wird bestraft, sondern der durch die Ausbeutung in Existenznot geratene Dieb. «Hinter jedem grossen Reichtum steckt ein Verbrechen», hat ein von den Herren inzwischen zum klassischen Dichter entwaffneter Voltaire einmal gesagt. Er wird heute gefeiert. Verfolgt aber wird noch immer nicht das Verbrechen des Reichtums, sondern das Verbrechen seiner Kritik.

Die Angst der Mächtigen vor der Solidarität der Opfer

Solidarität der Opfer? Davor haben die Mächtigen Angst, denn die Opfer sind – vereint – zu viele. Deshalb sollen wir, die wir in diesen Verhältnissen zu verzweifeln drohen, auf unterschiedlichste Weise, deshalb sollen wir, die wir uns der Zerstörung durch Krieg und Umweltvernichtung ausgeliefert sehen, die wir mitansehen müssen, wie kaltblütig die Lebensgrundlagen unserer Brüder und Schwestern in der Dritten Welt ausgebeutet und dann vor Weihnachten scheinheilig Sammelaktionen gegen das Schicksal des Welthungers unterstützt werden (womit ich nichts gegen diese Sammelaktionen sage, sie helfen einzelnen, das ist gut so, aber, es könnte allen geholfen werden); wir, die wir auf diese Ohnmacht, diese scheindemokratisch gewählte Selbstvernichtung so verschieden reagieren – die einen verstummen, die anderen wehren sich mit zynischer Ironie, Psychopharmaka, Drogen, Psychotraining, trauter Zweisamkeit oder Familienferien, die einen resignieren mit Trauer und Tränen, die anderen mit Wut und Gewalt – wir, die wir so verschieden auf die Zerstörung der Lebensmöglichkeiten unserer Kinder und Kindeskinder reagieren, wir sollen nun noch auseinandergetrieben werden, sollen uns gegenseitig diffamieren, als Anpasser und Kriminelle, wir sollen einander gegenseitig die Solidarität aufkünden, uns in konstruktive Kritiker, armselige Feiglinge, notorische Aggressivlinge und kriminelle Terroristen zersplittern.

In diese Falle treten wir immer wieder, mit der Hoffnung, als einzelne von den Herren als seriöse Kritiker doch noch ernst- und endlich gar in ihren Dienst genommen zu werden, weil sie ja froh um jede konstruktive Kritik sind, wir treten in diese Falle, weil wir in diesen lebenszerstörenden Verhältnissen als einzelne überleben und unsere kleinen Bequemlichkeiten in die Zukunft hineinretten wollen. Das ist verständlich, und ich will kein falsches Heldentum predigen, mir nicht, anderen nicht. Denn: Opfer können niemals Helden sein. Weder als Hungerstreikende – die mit der Drohung, sich zu Tode zu hungern, die zu allem entschlossenen Herren dieser Welt am längst einkalkulierten Mord ganzer Bevölkerungen hindern zu können meinen – noch als Killer einzelner Herren – Killer, die mit dem Tyrannenmord die Tyrannei zu treffen glauben. Aber, beides ist einkalkulierte Reaktion auf geplante Unterdrückung. Beides ist voraussehbares Opferverhalten. Beides ist – vorläufig – nicht mein Weg, auch, weil ich – vor beidem – Angst habe.

Aber, mit denen, die einen dieser beiden Wege gehen, will ich solidarisch sein, und auch mit anderen, die einen Weg gehen, zu dem ich letztlich mein Einverständnis nicht geben könnte, denn: Solidarität mit denen, die dasselbe tun wie ich, Solidarität mit denen, deren Nase mir gefällt, das ist nicht schwer. Aber, Solidarität mit denen, die mir manchmal unverständlich sind, deren Nase mir nicht passt, das ist viel mehr. Und deshalb bin ich heute hier.

■